

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 2 (1929-1930)

Heft: 7

Artikel: Zwischen Siebzehn und Zwanzig : junge Menschen von heute

Autor: Studer-v. Goumoëns, E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-851166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stelle aus der erwähnten Arbeit lese (s. oben, Heft 1, S. 9, 1925):

Gemeinlich unter den Erwachsenen freut sich über das Kind in einer Art Genuss seiner Naivität, seiner Liebenswürdigkeit, seines Frohmutes und seiner kostbaren Einfalt. Der Lehrer ist dieser kindlichen Art gegenüber nicht vorwiegend im Zustand jenes passiven Genusses, sondern der Verantwortung, der tätigen systematischen Beeinflussung. Wohl ihm, wenn er aus der Freude am kindlichen Wesen als einer beständigen wertvollen Quelle seine Berufsfreude zu schöpfen vermag. Immer aber bedeutet seine Aufgabe, seine Stellung zum Kind eine Art Selbstverleugnung, ein Heraus- und Herabsteigen aus sich selbst, und darin liegt die erste Veranlassung einer Gemütsregung, die nur gerade ihn beständig heimsuchen kann. Es ist auch ein wesentlich Anderes, sich theoretisch mit der kindlichen Seele auseinanderzusetzen, oder sie als reales Objekt sich gegenüberzusehen und entwickeln zu müssen.

Ich weiss z. B. genau, dass die Aufnahmefähigkeit des Kindes geringer ist als die des Erwachsenen, dass es dem gleichen Ding, für das ich Interesse habe, in ganz anderer Weise gegenübertritt, mit Gleichgültigkeit oder mit übertriebenem Pathos. Ich bereite eine Lektion mit aller Gewissenhaftigkeit vor, glaube in der Auswahl des Stoffes und der Mittel der Darbietung dem Kind alle Rechnung getragen zu haben — und die Lektion versagt. Die Kinder sitzen mit der ihnen in solchen Fällen eigenen stoischen Ruhe da, ohne Teilnahme für meine Bereitschaft, für mein Interesse an der Sache, sie fangen gar an, meine Bemühungen mit andern innern oder äussern Beschäftigungen zu parodieren, und zu guterletzt bin ich mit meiner feinen Lektion an ihnen vorbeigegangen. Schon beim Bemerkten der ersten Regung der Teilnahmslosigkeit ist es in mir aufgestiegen; eine Strafpredigt, das weiss ich aus Erfahrung, verfängt nicht, schadet nur mir selber durch den dazu nötigen Aufwand an Gefühlen, die doch mit der grössten Kaltblütigkeit hingenommen werden, wenn ich wenigstens bei den Schülern nicht

als ein Tyrann gelte. Also staut es sich in mir auf — nicht einmal die Interesslosigkeit selber, vielmehr das Gefühl der unüberbrückbaren Kluft zwischen dem kindlichen und meinem geistigen Leben, der Abstand zwischen seinen und meinen Interessen, die Unmöglichkeit des gegenseitigen innern Verständnisses wirkt entmutigend und aufregend. Es mögen Pädagogen von Gottesgnaden entgegen, die Lektion sei eben doch nicht kindgemäss gewesen, der Fehler liege bei mir; hätte ich die richtige psychologische Besinnung walten lassen, so wäre alles gut herausgekommen, eine Lektion müsse immer gelingen, wenn sie richtig durchgeführt werde — so bescheide ich mich allerdings mit der Einsicht in meine möglichen Fehler, sehe aber nichtsdestoweniger in einem ständigen Prozentsatz von Lektionen, die nicht gelingen, eine Notwendigkeit, die durch alle didaktische Kunst nicht auf die Seite geräumt werden kann, sondern in der unvermeidlichen Ungleichartigkeit der beiden geistigen Verfassungen, der des Lehrers und der des Schülers, immer begründet ist und sein wird. Könnte aller Unterricht gänzlich nur aus der Kindergemeinschaft erblühen, so wäre diese wichtige Quelle eines Lehreraffektes ausgeschaltet, aber es gehört nun einmal zu den Opfern des Schulmannes, dieses Kreuz auf sich zu nehmen. Denn jene Form des Unterrichtes, wo alle Initiative, nicht nur das Wie und Was, sondern auch das Ob gänzlich ins Belieben des Kindes gestellt wird, bleibt ein schöner Traum, eine moderne Allüre. Wir können das Kind nicht auf sich selbst stehen lassen, die lebendigste Klassengemeinschaft bleibt eben eine Kindergemeinschaft, die höherzuführen unser Beruf ist, und dann ist es ja immer des Kindes Bedürfnis, sich an ein Führendes anzuklammern und sich an ihm emporzuranken. Als Kind setzt es sich dann aber auch unvermeidlich über alles hinweg, was nicht in sein Erleben eingeht, und uns Erwachsenen ist es schlechthin unmöglich, dieses Erleben restlos immer im rechten Punkt anzufassen. Der Konflikt bleibt also, aber es hat keinen Sinn, ihn nun zum ständigen Bringer bitterer Schmerzen werden zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Siebzehn und Zwanzig.

Junge Menschen von heute.

Von El. Studer-v. Goumoëns, Winterthur.

Das Buch der dreizehnjährigen Amerikanerin Elizabeth Benson¹⁾ beschäftigt die Gemüter. Die einen ärgern sich darüber, empfinden nur seine Eigenwilligkeit, seine rücksichtslose Offenheit, seine oft an Frechheit grenzende Kritik an allem und jedem. Andere finden es „köstlich, fabelhaft, glänzend“. Der Erzieher kann jedenfalls nicht daran vorbeigehen.

Ueber eines wird man sich rasch klar sein: Die Ausführungen stammen nicht aus der inneren Reife der Verfasserin; sie sind vielmehr aufgefangene und zusammengetragene Ansichten eines kleinen Kreises um die Verfasserin herum. Aber in diesem Kreis spiegelt sich wohl ein guter Teil der modernen Jugend überhaupt. Die

¹⁾ Zwischen Siebzehn und Zwanzig, Junge Menschen von heute. Gesehen von einer Dreizehnjährigen. — Montana-Verlag A.-G., Zürich (Rüschlikon), Leipzig, Stuttgart.

kleine Benson beobachtet gut, und kann das Gehörte, Gelesene und Geschaute, wenn auch etwas wahllos durcheinander, so doch geschickt und anregend weitergeben. Ich möchte sagen: Durch ihre nicht zu unterschätzende Gabe des schriftlichen Ausdrucks wird sie zum Lautsprecher einer Generation, die vielleicht in Amerika ihre stärksten Pendelbewegungen durchmacht, die aber auch im alten Europa, und auch bei uns in der Schweiz vom Erzieher eine Umstellung zum ganzen Erziehungsproblem verlangt.

Wenn wir grosszügig genug sind, einmal auch bei den Jungen in die Schule gehen zu wollen, so wird uns dieses Buch allerlei Stoff zum Nachdenken geben. Aber wir müssen durch all die vorlaute Naseweisheit der Dreizehnjährigen hindurchdringen, bis wir den Grundakkord heraushören. Viele unerfreuliche Erscheinungen

in der jungen Generation sind, genau besehen, die Auswirkungen von Errungenschaften, um welche die älteren Generationen heiss gekämpft haben. Die Jungen machen nun eben einen andern, oft radikaleren Gebrauch davon, als die Alten eigentlich bezweckten, mögen sie mehr auf idealem oder auf technischem Gebiete liegen. Dass die Entwicklung der Technik und der Industrie, dass auch die moderne Schule und die Frauenbewegung nach Kräften die Verselbständigung der Jugend gefördert hat, wird niemand bestreiten wollen.

„Wir Jungen von heute sind im wahrsten Sinne die Abkömmlinge von Streitern“ — aber sie sind auch „des ewigen Kampfes und der ewigen Aufregung“ müde, wollen lieber gar kein Ziel haben, um nichts kämpfen, nur Individualisten sein, warten, bis auch sie einmal „ältere Generation“ werden, um doch vielleicht noch ein Ziel zu finden. Die Welt ist für sie, nicht sie für die Welt da. Ob es vor- oder rückwärts geht mit der Menschheit, regt diese Jugend nicht auf; in ihr lebt die zitternde Neugier, das Leben selber zu erleben, das fast zur Sucht werdende Bedürfnis, sich selbst und die Alten an Hand aller bekannten Psychologen und Psychoanalytiker zu analysieren und, last not least, sich ganz bewusst in offenen Gegensatz zu ihrer Umgebung zu stellen. Der krasseste Egoismus ist die grösste innere Gefahr für diese Jugend, der Punkt, der dem Erzieher für die Zukunft die ernstesten Winke gibt.

So manches andere, was als Unarten, Verderbtheit, Unmoral und Trotz heute Eltern und Lehrern so viele schwere Stunden bereitet, ist, genau untersucht, zur Hauptsache nichts anderes als Prahlerei. Das gibt auch Elizabeth Benson zu: „Es macht uns eben Spass, die Menschheit zu ärgern und zu erschrecken“. — Und wenn nun die Menschheit dieser Jugend die Freude macht, sich zu ärgern, zu erschrecken, so geht es halt wie wenn Geschwister sich necken, wobei immer dasjenige am meisten gequält wird, das am schnellsten „heult“.

Aus dem oft recht verworrenen Durcheinander von Behauptungen geht aber eines deutlich hervor: Auch die Jugend von heute sehnt sich nach Führern, besonders in ihren Eltern. Auch sie möchte: „zu ihnen aufschauen und sie für ihre guten Eigenschaften achten. Sie sollen uns kraftvolle, starke Bollwerke sein, damit wir eine Rückendeckung haben, wenn das Leben anstürmt. Sie sollen uns ein gutes Beispiel geben, denn wir sind nachahmende kleine Geschöpfe. Ehrwürdig sollen sie sein, damit wir ihr Tun und Lassen nicht vor uns und andern zu entschuldigen brauchen“. Sind das nicht Wünsche, die aus einer tiefen Herzenssehnsucht herausklingen, wahrer als alle die vielen geistreichelnden Auslassungen so vieler Seiten?

Die Kapitel über die Eltern und die Unechte Jugend sagen jedenfalls am deutlichsten, um was es geht, wenn heute von „der Kluft“ zwischen Alten und Jungen geredet wird.



Elizabeth Benson
die dreizehnjährige Verfasserin des Buches „Zwischen Siebzehn und Zwanzig“

Wir „Alten“ von heute haben keinen leichten Stand. Die heutige Jugend hat die absolute Autorität, unter deren einfachem Regime wir noch aufgewachsen sind, vom Altar gestürzt. Sie anerkennt eine Autorität nur noch insofern, als Erziehungsforderung und vorgelebtes Beispiel übereinstimmen. Dieses Umlernen ist nicht für jeden von uns leicht. Die Jugend merkt das und fühlt sich verpflichtet, uns dazu zu erziehen. Sie betrachtet es als einen grossen Fortschritt in der Ehrlichkeit, offen zu sagen was sie denkt; sie beobachtet und kritisiert Eltern und Lehrer so gut wie Kameraden und sieht keinen Grund, uns ihre Beobachtungen vorzuenthalten. Sie fühlt oft eine gewisse Unsicherheit bei den Alten, sie will uns helfen. Ein gewisses Wohlwollen kann man der Jugend hiebei nicht absprechen. Sie möchten Eltern haben, auf die sie stolz sein können, das betont auch die kleine Elizabeth. Dies „Wohlwollen“ wurde mir klar, als ich eines Tages, da die Erziehungsbestrebungen meiner Kinder sich geradezu nervenerregend häuften, sie zu stoppen suchte mit dem Hinweis, dass es doch nicht ihre Lebensaufgabe sei, mich alte Frau zu erziehen. Und da sagte mir eines von ihnen mit einem Kuss: „Aber Mutschka, nimmst du das übel? (Und ganz liebevoll:) Sei doch froh, wenn dir noch jemand diese Dinge sagt!“ — ? —

So ist es wohl auch mit dem Buch der Elizabeth Benson: Sie wollte nicht frech, nicht vorlaut sein, aber sie wollte uns einmal sagen wie die Sache von den Jungen aus gesehen aussieht. Hand in Hand mit der Jugend ist es wohl noch immer gelungen, der Kluft entlang zu wandern, auch wenn der Weg oft steinig und rauh ist, oder wenn die Jugend den geraden, kurzen Fuss-

weg wagen kann, während wir Alten langsam und vorsichtig die grossen Kurven nehmen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

*

Anmerkung der Redaktion:

Da es wenig, von jungen Menschen „zwischen 17 und 20“ (oder darunter) stammende Bücher gibt, veröffentlichen wir nachfolgend den 1. Teil des Hauptkapitels „Unser Charakter“, der eine Art Selbstbiographie der neuen Generation darstellt. Welche Kluft diese neue Generation von der alten, insbesondere aber dieses amerikanisierte Menschentum von der Kultur der alten Erdteile trennt, ergibt ein Vergleich mit den Gedankengängen Tagores im einleitenden Aufsatz dieses Heftes. („Meine Schule“.)

*

Unser Charakter.

Von Elizabeth Benson, New-York.

Jetzt muss eines gesagt werden, das nicht mehr länger aufgeschoben werden kann. Alle Seiten dieses Bandes haben entweder nur mit dem Gegenstand geflirtet, darauf angespielt oder sind um ihn herumgegangen wie die Katze um den heissen Brei. Ich muss nun wirklich näher auf das eingehen, was das junge Geschlecht von sich selbst hält.

Die Nachkriegsjugend muss einfacher und gleichzeitig auch phantastischer denken, als vergangene junge Geschlechter es nötig hatten. Es ist doch so, trotz eurer andern Meinung. Wir müssen denken und sogar sehr rasch, sonst würden wir im Strom des modernen Lebens untergehen. Wir versuchen Schritt zu halten mit dem Tempo eines Zeitalters, das den Ochsenskarren durch das Flugzeug ersetzt.

Jede Macht, die an unserer Gestaltung teil hat und uns von den Eltern unterscheidet, trug das ihre bei, unsere geistige Beweglichkeit zu beschleunigen, gelte es nun, Speak-easies zu finden oder den Kalorienwert der verzehrten Nahrung zu berechnen.

Seit wir uns rühmen, Individualisten zu sein, nahmen wir die Entscheidung über unsere Laufbahn in eigene Hände, und seit wir in das Alter kommen, das von den Geschäftsblättern als „Alter der Spezialisierung“ bezeichnet wird, erfordert die Berufsausbildung ziemlich viel geistige Arbeit.

Wollen wir uns als Maler ausbilden, so müssen wir nicht nur die alten Meister kennen, sondern auch mit Kubismus, Dadaismus, Impressionismus und einem halben Dutzend anderer Schulen vertraut sein. Für das medizinische Fach genügt es nicht, einige Kenntnisse über Pillen, einfache Chirurgie und Sterilisation ärztlicher Instrumente zu erwerben. Das erste Viertel des 20. Jahrhunderts warf soviel neues Wissen und neue Erkenntnisse auf das Arbeitsfeld der Heilwissenschaft, wie es weder das ganze 19. Jahrhundert noch die vier vorhergehenden taten. Und dann kommen noch Fächer wie Psychologie, Psychopathologie und Psychoanalyse hinzu.

So geht es überall. Jedes Wissens- und Tätigkeitsgebiet ist derart verfacht und abgegrenzt wie nie zuvor. Eine Welt trennt den Techniker von seinem leiblichen Bruder, dem Biologen. Sie können sich nur auf gesellschaftlichem Boden begegnen. Selbst diejenigen, die bloss eine Allgemeinbildung und den A. B.-Grad¹⁾ erstreben, müssen von allen Sonderfächern einen leisen Hauch verspüren, der aber genügt, um aus irgendeinem Menschen des vorigen Jahrhunderts einen Fachgelehrten zu machen. Kürzlich sagte ein Psychologe, dass in Amerika heute fast 250,000 Menschen leben, die kenntnisreicher und klüger sind als irgendeine Menschengruppe der Welt vor 100 Jahren. Jung wäre imstande, die Beweggründe aufzudecken, die Plato

¹⁾ Bachelor of Arts.

²⁾ Necking party.

veranlassten, den „Staat“ zu schreiben; Plato jedoch könnte nicht die Methoden verstehen, durch welche Jung zu seinen Schlussfolgerungen kam. Wir lesen Plato, studieren Jung und befassen uns mit den Drüsen der inneren Sekretion in der Hoffnung, Geld damit verdienen zu können. Vor 25 Jahren hatte man von der Funktion dieser Drüsen noch kaum eine Ahnung. — Leonardo da Vinci war Bildhauer, Maler, Techniker, machte physikalische, biologische und flugtechnische Versuche. Heutzutage käme er mit dieser Arbeitsweise nicht weit, sondern bliebe bloss ein „Hans Dampf in allen Gassen“. Und warum? Nun, weil jedes Wissensgebiet so unendlich viel Neues empfangt, dass es Jahre härtesten Studiums erfordert, ehe man überhaupt an erspriessliche Arbeit denken kann. —

Die ständige Zunahme wissenschaftlicher Erkenntnisse und Folgerungen machte unseren Verstand ungeheuer flink. Wir denken rascher, weil wir es einfach müssen. Der Bubikopf, der einen Rennwagen steuert, ist so beschlagen wie Madame de Staël, wenn er auch keine Epigramme hervorbringt, die in der Geschichte für die Nachwelt berichtet werden. Das Jazzhirn schätzt die Wirkung einer Halb Zoll-Drehung des Steuerrads eines Autos aufs feinste ab und berechnet, ob es den mit 55 Meilen Geschwindigkeit dahinfliegenden Wagen noch einen Zoll vor dem Strassengraben anhalten kann oder nicht. Gleichzeitig gibt das Mädchen dem begleitenden Freund auch zu verstehen, dass er es besser nicht küsse, bis die nächste Kurve genommen ist. Das ist die alltägliche, unserem Zeitalter eigene Hirngymnastik.

Die ältere Generation denkt allerdings schneller als ihre Vorgängerin, es fehlt ihr aber unsere heftige geistige Neugierde. Sie hat ihre Beschäftigung gefunden, genügend gelernt, um auf ihrem Gebiet mitzukommen, und ist es zufrieden; mehr will sie nicht. Bei uns ist es gerade umgekehrt: wir haben unser Ziel noch lange nicht gefunden! Unsere Neigungen sind grenzenlos, weil es unser Wille ebenfalls ist. Alles wollen wir wissen und kennen lernen. Innerlich und äusserlich angestachelt, müssen wir unsere Nasen in alles stecken.

Unsere Neugierde ist schrecklich und göttlich zugleich, wir kennen Gott sei Dank keine Hemmungen, wenn wir etwas wissen oder herausbekommen wollen. Man sagt, das Geschlecht und was damit zusammenhängt, sei eine gefährliche, eine heilige, eine gemeine Sache. Was ist nun wahr? Natürlich wollen wir wissen, weshalb und warum es heilig oder gemein sein soll. Als biologischer Versuch wird also eine Poussiefahrt²⁾ unternommen, und hernach befragt man sich bei Havelock Ellis oder Krafft-Ebing über die Ursachen seiner merkwürdigen Erregung.

Das umfassende und hemmungslose Interesse unserer Natur erstreckt sich auch auf unsere Körper. College und sogar High-Schools fügten rücksichtsvoll Vorträge in die Lehrpläne, einzig und allein, um unsere Neugierde zu befriedigen. Man nimmt dort Krankheiten und ihre Heilungen, Diät und Niederkunft durch und bespricht sie nach allen Richtungen. Die Entdeckungsreisen in unserem Körper sind mindestens so fesselnd und abenteuerlich wie eine Fahrt nach dem Archipelagos, um das Leben der Tiefsee zu erforschen oder über den Nordpol zu fliegen. Zum Kummer des älteren Geschlechts beschränkt sich unsere Naseweisheit nicht nur auf die im Lehrplan vorgesehenen Gegenstände. Man erwartet nämlich, dass wir nur im Klassenzimmer denken und prüfen und die übrige Zeit so unschuldig und blöd wie in viktorianischer Zeit verbringen. —

Unsere Eltern und ihre Freunde haben jetzt vielleicht glücklich einen Scheidungsgrund gefunden. Wir sind erstaunt darüber und fragen uns natürlich sofort, weshalb sie nicht mehr zusammenleben konnten. Der Sache muss auf den Grund gegangen werden: Zeitungsberichte entlocken nur ein mitleidiges Lächeln, aber Freud wird uns über diese Heirats- und Scheidungs-Unternehmungen reinen Wein einschenken, also wird Freud zu Rate gezogen.

Ein anderes Mal hören wir von einem Mädchen, das ein Kind bekam, ehe es ihr der kirchliche Segen erlaubte. Die Frage, weshalb ein uneheliches Kind — wie die nette Bezeichnung lautet — als Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika mehr gebrandmarkt und gehemmt sein soll als ein unter denselben Bedingungen in Frankreich geborenes, ist doch selbstverständlich und unvermeidlich! So brüten und denken und folgern wir über alles unter der Sonne, und nichts ist sicher! Die Anteilnahme beginnt ganz natürlich schon am eigenen Leib und erstreckt sich dann unvermeidlich und hemmungslos auf Biologie, Religion, Philosophie, auf die Frage nach der Gleichberechtigung der farbigen Rassen, auf Alkoholwirkung, Dauerhaftigkeit kussfester Lippenstifte bis zu den Möglichkeiten eines japanischen Krieges. Ich könnte noch lange fortfahren, und die Liste würde erst dort aufhören, wo Menschenwissen auch zu Ende ist. Man frage z. B. irgendein männliches Wesen des jungen Geschlechts, worüber es in dem Augenblick, als man ihm begegnete, nachgrübelte. Zieht der Jüngling einen ins Vertrauen, dann stellt sich heraus, dass er über nichts Geringeres nachdachte, als ob er das Bild seiner Freundin auf den gelben *Slicker*³⁾ malen solle oder nicht. Es kann aber ebenso gut sein, dass er sich ernsthafte Gedanken darüber machte, ob der Mensch eine Seele habe, und wenn ja, ob es dieser Seele nach dem Tode nicht möglich sei, im Aether zu schweben wie etwa die Welle eines Radiosenders.

Man höre bloss mal den Diskussionen einiger junger Mitglieder zu, und zwar wenn diese in ernster Stimmung sind. Da wird man nicht nur Rede und Gegenrede über die Gattung Ball-Löwe oder über den afrikanischen Einfluss auf den Gesellschaftstanz vernehmen, sondern auch einiges über die Pathologie Nietzsches, den Einfluss Stendhals auf die Literatur, den Verfall des heutigen Theaters oder das Verhältnis zwischen Körper und Geist erfahren.

Man mag zuerst nicht wenig verwirrt sein, aber schliesslich muss man sich davon überzeugen, dass die junge Generation wirklich denkt. Wir sind nicht ganz sicher, ob unser Denken die Zivilisation irgendwie beeinflussen wird. Die ältere behauptet zwar bestimmt, dass von einem Einfluss keine Rede sein könne. — Es ist ja ganz klar, dass wir auf das gelassener ältere Geschlecht den Eindruck von Verrückten oder hoffnungslos Nervösen machen. Wir sind aber keins von beiden, sondern nur tatkräftige und -hungrige junge Geschöpfe, die allmählich der Kindheit entwachsen und nach neuem Spielzeug Ausschau halten, nachdem das alte in die Ecke geworfen wurde. Oh, es gibt doch so viel, viel schönes neues Spielzeug für uns! Dem alten Geschlecht erscheint es leider wie eine geladene Pistole in unberufenen Händen: sie könnte wirklich losgehen und nicht bloss uns, sondern auch die unschuldigen Zuschauer aus dem älteren Geschlecht töten. Ein gesetzter Bürger klagt seinem Gefährten, sein Sohn sei Sozialist geworden und wolle das ganze Geld, das er ihm mühselig zusammengeschartt habe, verschenken. Wenn der Vater dann nach Hause kommt, findet er unter Umständen, dass der Sohn nach der Lektüre von Gourmonts „Eine Nacht im Luxembourgarten“ ein Epikuräer und Hedonist geworden ist. In strenger Uebereinstimmung mit seiner neuen Philosophie verlangt er 25 Dollar für eine „schwere Sitzung“ mit den „guten Freunden“ des Augenblicks.

Die Zeit, in der wir leben, machte uns zu vollkommenen Sinnesmenschen, die immer neue Nervenkitzel brauchen, wenn sie nicht gelangweilt und mürrisch werden sollen. In der einen Hand ein Stückchen Schokolade, in der andern ein Buch, vielleicht „Die Geschichte der Philosophie“ oder „Why We Behave Like Human Beings“, so sitzen wir da, hören durch Radio Paul Whitemanns Jazz-Band zu und lassen unsere Füsse den Takt dazu wippen.

³⁾ Ein Regenmantel aus glattem Gummistoff, dessen Rückenteil die Studenten mit allerlei Zeichnungen zu verzieren pflegen.

Unsere brennende Lebensgier, verbunden mit einer unersättlichen Neugierde, führt uns oft weit über die Pfade hinaus, die der Hohe Rat der Älteren sorgfältig für uns absteckte.

Der in uns arbeitende Wissensdurst ist einfach zu stark, als dass er jemals zulassen könnte, unsere Forschungen und Erörterungen aufzugeben, besonders wenn ein natürlicher Lebensdrang dahintersteckt. Was ist am Küssen Unrechtes? Die Bücher über Sexualpsychologie und -pathologie schreiben, es reize die Geschlechtsdrüsen. Eine sehr interessante Wahrheit — wenn sie zutrifft! Und wir küssen und suchen festzustellen, ob die Bücher richtig berichten. Stimmt's, dann steht schon wieder ein anderes grosses Fragezeichen vor uns: Was nun? Warum ist dieser Reiz etwas Böses? Wir machen mit diesen Dingen gerade so unsere Versuche wie mit der Steuerung eines im höchsten Tempo dahinjagenden Wagens oder mit den Gefahren des geschmuggelten Alkohols. Die Moral aller dieser Dinge beeinflusst uns wenig, und wenn wir an Stelle der zehn Gebote Jung, Freud und Gymnastikregeln setzen, denken wir weder an Recht und Unrecht, noch an körperliche und geistige Folgen. Diese beiden Männer und Havelock Ellis trichterten uns eine hohe Achtung des Normalseins ein.

Wir reden. Und reden! Und reden!! tauchen tief in unser Innerstes und ziehen frohlockend alle Psychosen, Neurosen und Reaktionen an den Tag, um sie mit einer Inbrunst zu zergliedern wie einst die armen Frösche in der Unterrichtsstunde für höhere Physiologie. Unser Freimut geht uns über alles, wir würden eher einen Ausschlag eingestehen als Hemmungen. Frei und unverblümt zu sein ist heute modern. Das Mädchen unserer Zeit sucht damit ebenso Schritt zu halten wie ihre Vorfahrin, die sich züchtig und bescheiden gab, weil es damals gerade so verlangt wurde.

Es ist der Fehler unserer Eltern, dass sie eine solche erstaunliche Freimütigkeit förderten, und dass wir uns daher nun im Benehmen ihnen gegenüber so gehen lassen. Viele von uns haben aufgehört, Vater und Mutter mit Achtungsbezeugungen zu bedenken, weil diese sie nicht mehr forderten und ihre Würde dem Wunsch opferten, als „Kameraden“ behandelt zu werden. Unsere Sprache ist durchsetzt von Strassen-Ausdrücken, weil es flott ist und uns vor Pedanterie bewahrt.

Wir rufen eine Vierzigjährige beim Vornamen, weil sie gern als „Mädchen“ und eine der Unsrigen behandelt werden möchte. Junge Dinger erlauben sich heute Respektlosigkeiten, die ein Junge vor 20 Jahren niemals gewagt hätte. Diese Laxheit ist bezeichnend für das junge Geschlecht, doch sind nicht wir schuld daran. Das kommt alles von der Frauenemanzipation her, die unsere Mütter und Grossmütter so ernsthaft erkämpften!

Das Geschlecht, das uns das Leben gab, eignete sich die neue Psychologie der Kindererziehung an und verabschiedete gehorsam den jahrhundertealten Grundsatz „Kinder sollen nur gesehen, aber nicht gehört werden“. Man ermutigte uns vielmehr, aus uns herauszugehen, und wir taten es. Man gebe einem Sklaven das Recht der freien Rede: er hört auf Sklave zu sein und erhebt sich nicht selten zum Herrn. Nun beschuldigt man uns, den oben angeführten alten Grundsatz übernommen und so lange zurechtgedeihelt zu haben, bis er etwa die Fassung: „Eltern dürfen nur gesehen, aber nicht gehört werden!“ erhielt. Die Kinder, die man damals anwies, Gedanken und Wünsche frei zu äussern, sind jetzt zu dieser unehrerbietigen, grosssprecherischen Jugend von heute geworden. Indem wir die Göttlichkeit Christi dreist in Frage stellen oder die Regierung verurteilen, tun wir uns selbst kund, erfüllt von dem löblichen Bestreben, einige neue grundlegende Wahrheiten zu entdecken, mit denen wir unsere unreifen Seelen nähren können. Nichts ist so heilig, als dass es nicht un-

ter das Mikroskop unserer Zergliederungsabende gelegt werden könnte: Je radikaler der Stoff, desto grösser das Vergnügen.

Es ist uns gut bekannt, dass alle unsere neuen bolschewistischen Ansichten, wie aus einem übervollen Gefäss herausströmend, überall bekannt werden und den berufsmässigen Moralisten als willkommenes Kriegsmaterial gegen uns — die Bedroher der Zivilisation — dienen werden. Es fällt uns gar nicht ein, unsere Aeusserungen nur auf Gruppen zu beschränken, die sich aus eigenen Leuten zusammensetzen, wenn es doch viel vergnüglicher ist, die merkwürdigsten Ansichten und Aussprüche auf unsere entsetzten Eltern loszulassen. Die Behauptung zum Beispiel, dass kein kluger Mensch mehr an Gott glaube, rückt uns unter das Blitzlicht öffentlicher Aufmerksamkeit. Und das gefällt uns! Der Jugend macht es Spass, sich vor Aeltern aufzuspielen und zu spreizen, und sie versucht immer wieder, die eigene Wichtigkeit zu übertreiben und sie ja ins rechte Licht zu setzen. Vielleicht ist uns diese Sucht mehr eigen als früheren Jugendgeschlechtern. Wir kennen die Ursache und haben gute Gründe, uns mit der Psychologie des „einzigsten Kindes“ zu befassen. Die meisten von uns kommen aus Familien, in denen das „einzigste Kind“ der gewöhnliche Beitrag zur Bevölkerung des Landes ist. Man lese bei den Psychoanalytikern über diese Wesen nach und wird sofort erkennen, warum wir so grosse Töne reden, weshalb wir bis zu den äussersten Grenzen des Freimuts gehen, um uns vor Nichtbeachtung zu schützen. — Als verzogene und unsorgte Säuglinge und kleine Kinder wollen wir nicht einsehen, weshalb wir auf unser Recht als „Mittelpunkt“ ohne Kampf verzichten sollen. Uns wird oft eine wahrhaft scheussliche Manierenlosigkeit vorgeworfen. Zugegeben! wir sind keine „kleinen Damen“ und keine „kleinen Herren“, sondern unabhängige Mädchen und Buben, aus denen bald Frauen und Männer werden, frei von Heuchelei und stark in ihrer Unabhängigkeit von Götzen, deren Sturz wir nicht einleiteten, aber zu einem grossen Teil vollendeten.

Wir erlassen und nehmen Einladungen durch den Fernsprecher entgegen und schreiben unsere äusserst ungezwungenen Briefe auf der Schreibmaschine. Der junge Mann benachrichtigt seinen Schwarm durch starkes, anhaltendes Autohupen: er sei jetzt da. Die förmlichen Heiratsanträge sterben aus, und das errötende Fräulein verzieht sich nicht mehr scheu hinter die Vorhänge des Empfangszimmers, während der Erwählte dem Vater eine gezierte Bitte „um die Hand“ seines Kindes vorträgt.

Ja, mit dem Zeitalter der Unschuld ist auch der Kavalier verschwunden, dessen Abgang zweifellos durch unsere eifernden Mamas beschleunigt wurde, die gleiche Rechte für die Frauen forderten — und erhielten. Aber wir Mädels von heute würden unsere prächtigen, unritterlichen, männlichen Kameraden nicht um die Welt für dienstbeflissene und kratzfüsselnde Männer früherer Zeiten tauschen. Ein Mädchen der heutigen Generation käme sich als „Muse“ tollkühner Taten und Leistungen lächerlich vor. Mir ist es fast so, als ob diese Mädchen früher mehr oder weniger als Vorwand und Entschuldigung dienten, um junge Abenteurer von den Unterrocken zu Hause zu befreien, damit sie an kühne Taten herangehen konnten, deren Einzelheiten jedoch den zarten „Musen“ immer verborgen blieben. Heutzutage machen wir lieber mit und teilen die Unannehmlichkeiten so gut wie das Vergnügen. Kürzlich stellten zwei beherzte junge Frauen einen neuen Höhenrekord im selbstgesteuerten Flugzeug auf. Glauben Sie nicht, dass ihnen dies mehr Spass machte, als wenn sie zu Hause gesessen und Strümpfe gestrickt hätten, während ihre „Helden“ den Rekord aufstellten? —

In unserem frohlockenden Stolz auf die neue Freiheit — Freiheit des Geistes! Freiheit der Knie! — stürzten wir die erlauchte Einrichtung, die man „Gesellschaft“ nennt, munter um oder gefährdeten sie wenigstens. Alte, entsetzte Damen, die sich mit Brillanten-Diademen auf den eisgrauen Köpfen photographieren lassen und mächtig stolz auf ihre Titel sind, pflegen Klagelieder anzustimmen, dass die Gesellschaft nicht mehr das sei, was sie sein sollte. Und wir, wir, die unverschämte Jugend, seien schuld daran. Nun, wenn schon, dann Gott sei Dank! Es gibt nur wenige gesellschaftliche Grenzen, die wir anerkennen, sie werden weder von „alten Familien“ noch von Geld vorgeschrieben. Im College und in der Preparatory-School fragten wir: Was kannst du? Bist du ein guter Kamerad und kein Spielverderber? Kannst du auch deinen Teil zum Gedeihen der Gemeinschaft beitragen? Und nicht: Wie alt ist deine Familie? Wieviel Geld hast du? — Selbstverständlich sind Stellung und Verwandtschaft immer noch die beiden grössten Faktoren im Schliessen von Freundschaften: eine College-Schülerin wird sich nicht mit einer Kaffeehaus-Kellnerin verbinden, aber es ist nicht Snobismus, der sie fernhält. Ein Mädchen, das sich sein Studium verdienen muss, kann wohl Klassen-Präsidentin werden. Seit der weibliche Teil des jungen Geschlechts den Kleidern weniger Aufmerksamkeit schenkt als die Eltern oder die unechte Jugend, unterscheidet sich die arbeitende Schülerin von der Tochter des Stahlmagnaten nicht mehr durch die Gewänder, die sie trägt.

Kleine Beiträge.

Jahresversammlung der schweizerischen Gymnasiallehrer.

Der schweizerische Gymnasiallehrerverein hielt am 6. und 7. Oktober in Baden seine 67. Jahresversammlung ab.

In der ersten Vollsitzung sprach Dr. Max Zöllinger (Zürich) über „Internat und Staatsschule“. Der Vortragende berücksichtigte bei der Besprechung der Internate sowohl die katholischen Stiftsschulen in der Schweiz und das protestantische Internat Schulpforta als auch die deutschen und schweizerischen Landerziehungsheime. Wie verschieden auch die weltanschauliche Einstellung dieser Schulen sein mag, so weisen sie andererseits doch wichtige gemeinsame Züge auf. Allen eignet ein gewisser Sinn für Askese, sei diese nun religiösen Ur-

sprungs oder als blosser Protest gegen die gesellschaftliche Ueberkultur aufzufassen. Alle diese Schulen geraten mit oder ohne Willen in einen gewissen Gegensatz zur Aussenwelt, sie haben gemeinschaftliche Vorteile und stehen ähnlichen Schwierigkeiten gegenüber. Eine prächtige Auswahl von Lichtbildern illustrierte das Leben in den erwähnten Internaten.

Der Hauptgegensatz zwischen Internat und Staatsschule liegt nach dem Referenten in dem Umstand, dass das Internat eine „Erziehungsgemeinschaft“ sein will, die Staatsschule aber in erster Linie Bildungsschule ist. Die Staatsschule überlässt die Erziehungsarbeit zum grössten Teil dem Elternhaus, der Familie. Von der Staatsschule allein die gleiche Erziehungsarbeit wie vom Internat zu fordern, wäre ungerecht. Nur Staatsschule und Familie zusammen dürfen dem Internat gegenüber-